

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Landhaus am Rhein

Roman

Auerbach, Berthold

Stuttgart, 1869

Fünfzehntes Buch

[urn:nbn:de:bsz:31-241681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241681)

Fünftehntes Buch.

Erich an seine Mutter.

An Bord des Benjamin Franklin.

... Unser Schiff trägt den Namen, den der Vater immer mit besonderer Znnigkeit nannte.

Meine Mutter!

Ich lebe jetzt auf dem Meere und mir ist, als schriebe ich Dir aus einer andern Welt.

Wir hatten noch ein freundliches Begegniß, ehe wir das Vaterland verließen. Als wir am ersten Abend anlandeten, sah aus dem Fenster des Eckhauses am Landungsplatz eine breite, wohlwollend behagliche Gestalt; der Mann grüßte, ich dankte, ich kannte ihn nicht. Beim Eintritte in die Stadt kam er uns entgegen; es war Meister Ferdinand, dem ich beim Musikfeste ausgeholfen hatte. Er hatte von unserm Leben gehört.

Wir mußten bei ihm eintreten und mit einer Behendigkeit, die nur die selbstlose volle Güte verleiht, brachte er Kunstgenossen und gutgeschulte Dilettanten

aus der Stadt zusammen; es wurde gesungen und musicirt bis tief in die Nacht hinein.

Mit Musik in der Seele verließen wir den Rhein, verließen wir Deutschland. —

Manna und Roland werden Dir selbst schreiben, sie sind jetzt oben auf Deck und lesen die Odysee; es ist das Einzige, was man hier lesen mag. Was sich auf dem Festlande bewegt, was in geschlossenen Räumen unter allerlei Hausrath vorgeht, das Alles liegt weit ab.

Solch ein Schiff ist eine Welt für sich.

Unser Freund Knopf hatte ein wunderbares Begniß. Er schreibt an den Major, laß Dir seinen Brief zeigen.

Wir kamen in Liverpool am Abend an, wir wollten hier einen Tag ausruhen. Am Morgen war ich allein am Hasen. Das ist der erste englische Hasen, in welchem Sclavenschiffe ausgerüstet wurden. Ich wurde aus meinen Träumereien über die Wandlungen der Geschichte geweckt; ein Schiff, das in See ging, lichte die Anker.

Auf dem Verdeck stand ein Mann, ich zweifle nicht, daß es Sonnenkamp war; er hat einen Vollbart, aber ich erkannte ihn doch. Entweder ist er bis jetzt in Europa gewesen oder wiedergekommen. Er schien mich zu erkennen, er lüpfte seinen breitrandigen Hut, winkte Jemand herbei, eine Gestalt kam, ich konnte sie nicht deutlich erkennen, aber ich meine, es sei Bella gewesen.

Von Freunden, an die mich Herr Weidmann empfahlen, erfuhr ich, daß ein Mann ganz vom Behaben

Sonnenkamps eine Schiffsladung Waffen und Munition nach einem südstaatlichen Hafen expedirte.

Ich darf nicht ausdenken, welches Entsetzen ein Zusammentreffen hier gebracht hätte.

Tief ergriff mich, daß Manna, als ich Nachmittags mit ihr durch die Stadt ging, sagte: Mir ist, als müßte ich hier dem Vater begegnen, als müßte er jetzt dort um die Ecke biegen.

Ich glaube, ich that nicht Unrecht, daß ich ihr verschwieg, was ich gesehen.

Tief marternd ist der Gedanke, daß Vater und Sohn vielleicht doch in feindlichen Heeren gegen einander kämpfen. Meine Hoffnung ist, daß Sonnenkamp als alter Seemann zur See kämpfen wird.

Roland ist der Liebling des ganzen Schiffes. Mit unermüdlichem Eifer sucht er die Schiffs-Einrichtung und alle Thätigkeiten der Mannschaft kennen zu lernen. Er ist bald da, bald dort mit thätig und ich freue mich, daß er sich alles schweren Sinnes und Grübelns entschlägt.

Am zweiten Abend.

Es ist jetzt Nacht. Manna ist allein auf dem Verdeck und schaut nach den Sternen. Oben das Uebermaß der Sterne und rings um uns das unermessliche Meer. Mir ist, als müßte ich auf dieser Seefahrt alles schwere Denken, Sinnen und Grübeln ins Weite verflattern lassen, um auf dem Boden der neuen Welt ein Mensch der geschlossenen That zu sein. Es war ein abenteuerlicher Zug in meinem Lebensgange und meinem Wesen . . .

Was ist's, das mich nun dahin führt, mein ganzes Sein in einer großen Wendung der Menschheitsgeschichte einzusetzen? Nicht mehr bloß Zuschauer zu sein, sondern zu handeln, zu leben und vielleicht — Nein, Mutter, ich habe die Zuversicht, ich werde lebend aus diesem Kampf heimkehren.

Heim! Heim! O Mutter, meine Seele schwingt sich über das unabsehbare Wogen des Lebens, wir sind bei Dir. Und wenn das Schicksal doch anders beschlossen, so halte fest: Dein Sohn war glücklich, er besaß das Leben in seiner Fülle. Ich hatte Dich, den Vater, Manna, die Wissenschaft, das reine Streben, die That, Alles ist mein gewesen.

Da sitze ich und die Welle trägt mich dahin. Wohl dem, der es empfindet wie ich jetzt, daß er einem hohen Ziele zustrebt.

Es sind viel junge Männer an Bord, sie haben versucht, Roland in ihre Gesellschaft zu ziehen, er weiß sich mit gutem Tact fern zu halten. Die jungen Männer, Kaufmannsöhne verschiedener Confectionen, vertreiben sich die Zeit mit Hazardspielen; die Kellner auf dem Schiffe verstehen Instrumente zu spielen und haben ein leidliches Orchester zusammengebracht. Auch eine Drehorgel haben wir, die vier Schiffsjungen drehen sie zu bestimmten Zeiten abwechselnd, dann wird für sie gesammelt. Wir — Knopf und seine Braut gehören mit zu uns, und auch unsre Aerzte halten sich in der Regel zu unsrem Kreise — bilden eine abgeschlossene Genossenschaft.

Am siebenten Tage,

Ich habe seit fünf Tagen nicht geschrieben, seitdem war ich mit den Meinen am Rande des Todes.

Wir haben einen Sturm erlebt, wie der Capitän, der nun schon dreiundzwanzig Jahre auf dem Meere fährt, noch nie einen durchgemacht.

Die Stärksten inmitten des Sturmes waren Roland und Knopf. Knopf war aber nicht bei uns, er war auf dem Vorderdeck bei seiner Braut. Manna hielt mich umschlungen, wir wollten mit einander sterben.

Ach, was soll ich von den Gefahren erzählen? Es ist vorbei.

Am Morgen als der Himmel klar, das Meer ruhig war, da feierten wir auf dem Schiff eine Verlobung. Freund Knopf wird Alles näher schreiben. Das Faß Jungferwein, das uns mitgegeben wurde, ist an diesem Tage von der Schiffs-gesellschaft ausgetrunken worden. Der Rhein hat uns Allen Frohmuth in die Adern gegossen. Es wurde gesungen, getanzt, gejubelt, alle Flaggen wurden aufgezogen und bei Tisch hielt Freund Knopf eine Rede, so lustig als ergreifend. Ich glaube, er wird dem Major die Rede schicken. Eigene Musik hatten wir auch. Knopf blies die Flöte und brachte es dahin, daß Manna ihre Harfe auf Deck bringen ließ und spielte; die ganze Schiffs-gesellschaft stand umher und hielt den Athem an; als sie geendet, jauchzte und jubelte Alles.

Uebermorgen sollen wir ans Land steigen. Mein erster Gang auf dem Boden der neuen Welt wird sein,

Dir diesen Brief zu senden, wenn wir nicht noch unterwegs ein Schiff treffen, das ihn nach Europa nimmt.

Nach Europa!

Sei froh im Gedanken an Deinen glücklichen Sohn
Erich.

Knopf an den Major und die Frau Majorin.

Auf dem Rhein.

Sofort in der Stunde, da Ihr uns verlassen, schreibe ich Euch.

Was war die Nibelungenfahrt auf dem Rhein? Was war der Argonautenzug? In unserer Zeit ist Alles neu, schön und klar.

Da drüben sitzt Erich mit seiner jungen Frau. Die alte Sage, die hier am Rhein besonders oft verbreitet ist, erneuert sich, die Sage von der erlösten Jungfrau. Nur ein reiner Jüngling wie Dournay konnte die reine Jungfrau erlösen. Und ich, was bin ich? Ich bin selbst begierig, was das Schicksal aus mir macht.

Liverpool.

Morgen früh schiffen wir uns ein in die neue Welt. Wie oft habe ich vom Meere gesungen, jetzt soll ich auf ihm leben. Ich habe gar kein Bangen und keine Wehmuth, daß ich Europa verlassen muß. Ich habe eine Ahnung in der Seele, daß mir etwas Großes begegnet.

Auf dem Meere.

Lieber Bruder und liebe Schwester!

O, wie gut, daß ich, der nie zu einem Menschen so sagen konnte, jetzt Bruder und Schwester sagen kann!

In dem rothen Buch, das Du, liebe Schwester, mir geschenkt, sind viele Reisetotizen; ich hoffe, sie einmal ausführen zu können, jetzt kann ich nicht. Schnell das Beste: ich bin verlobt!!!

Indem ich die drei Ausrufungszeichen mache, fällt mir ein, daß die Form dieser Zeichen eine Bedeutung habe; sie erscheinen mir als Bild eines Kometen. Fragt einmal Professor Einsiedel, ob ich da nicht eine große wissenschaftliche Entdeckung gemacht habe.

Erinnerst Du Dich, liebe Schwester, wie ich Dir erzählte, daß mir damals, als ich unsern Freund Dournay aufsuchte, ein Mädchen mit zwei Knaben im Walde begegnete? Dieses Mädchen ist jetzt meine Braut, sie heißt auch Rosalie wie Du, sie könnte Deine Schwester sein . . . ja sie ist es. Sie hat auch braune Augen wie Du.

Ja, wer ist sie denn? höre ich Dich fragen, und Du legst Dein Nähzeug weg und schaut mich so getreu an.

Laß mich nur ruhig berichten.

Also das Mädchen von damals, mein Waldmädchen, ist die Tochter eines Lehrers und — ich bitte um Respect — sie hat ihr Lehrerin-Examen gemacht. Ich wagte es nicht, mich ihr zu nähern, obgleich ich sie

beim ersten Anblick auf dem Schiffe erkannte; ich suchte mir die Brüder anzuwerben und sagte dem Kleineren — der sogleich an mir hing — „sag Deiner Schwester, daß ich ihr im Mai im Walde begegnete, wie sie mit Euch nach der Kapelle ging, sie hatte ein braunes Kleid an.“

„Warum sagst Du ihr das nicht selber?“ fragte der Kleine.

Ich hatte nicht Zeit, ihm zu erwidern, denn eben kam mein Waldmädchen daher und schalt die Brüder, daß sie den fremden Herrn belästigen. Da rief der Kleine:

„Das ist ja der Herr, dem Du nachahmst, wie er Dich über die Brille weg angeblinzelt hat.“

Nun war es heraus. Also sie hat über mich gespottet? sie auch? Ich that meine Brille ab; ehrlich gestanden, ich hätte die Brille gern ins Meer geworfen.

Wir standen verlegen, da sagte sie — ach was hat sie für eine Stimme! Sie singt auch, ganz ähnlich wie Landrichters Lina, sie hat aber mehr Höhe, bis zum zweigestrichenen a.

Was sie sagte? fragst Du.

Gutes, Inniges; sie habe nicht über mich gespottet... Ach, ich weiß nicht mehr... sie reichte mir die Hand und...

Ich kann es nicht schreiben, Ihr werdet Alles später erfahren, und wenn ich es auch nicht schreibe, wißt Ihr es doch: ich, Emil Knopf, Mädchenlehrer von so und so viel Generationen, bin verlobt mit einem Engel. Das ist eine abgebrauchte Phrase. Wer weiß,

ob die Engel das Examen als Lehrerinnen bestehen könnten.

Kann das ein Menschenverstand ausdenken, daß das Mädchen schon damals Wohlgefallen an mir findet, daß ich keine Ahnung habe, woher sie ist, wer sie ist; und nun wird sie mir aufs Schiff gesetzt, oder ich werde aufs Schiff gesetzt und sie hat einen Dufel in Amerika, zu dem sie reist. — Es ist doch eine schöne Sache, daß es Dufel in Amerika gibt. Ich glaube, ich habe meinen Schwiegervater gefannt.

Wir haben einen Sturm erlebt.

Mitten im Sturm — und es war kein gewöhnlicher — habe ich gedacht: wie wäre es, wenn Du hättest ins Meer versinken müssen und hättest nie gewußt, wie eine Mädchenlippe küßt und wie es thut, wenn eine zarte Hand Einem über das Gesicht streichelt und sogar sagt: Du bist hübsch . . . Denkt nur! Ich, Emil Knopf, berühmt als der ungefährlichste Mensch, ich bin hübsch! O wie verblendet waren die Mütter und Töchter im gelobten Lande Uniformingen! Rosalie hat einen kleinen Spiegel, und wie ich da hineinsche, bin ich wirklich hübsch; ich gefalle mir. Glaubt aber nicht, daß ich närrisch geworden, ich habe meinen vollen Verstand. Herr Major, ich mache mich anheischig, das Gesetz von Schwerpunkt und Schwerlinie zu erklären. Ich bin bei vollem Verstand.

Eins aber ist mir hart. Ich erkenne, daß ich kein Dichter bin. Wenn ich es wäre, jetzt müßte ich Gedichte machen, daß die ganze Welt von nichts Anderem mehr wüßte; die Matrosen müßten sie singen und die

Soldaten, und das weißhändige Fräulein am Clavier und der Handwerksbursch am Begrain, wenn er den Wachstuchhut abthut und sein Haupt auf das Ränzel legt. Ach, ich meine, ich müßte etwas finden, um die ganze Welt zu beglücken, und möchte allen Menschen zurufen: Seht Ihr denn nicht, wie schön die Welt ist?

Nun bitte ich mir aber ein Hochzeitsgeschenk aus; Du und die Majorin, Ihr müßt Euch photographiren lassen, mir zu lieb.

In der neuen Welt schreibe ich wieder, jetzt kein Wort mehr; ich habe genug geschrieben mein Lebenlang, jetzt will ich nichts als scherzen und küssen. Ach! Die schöne Melodie aus Don Juan fällt mir dabei ein.

Nur das will ich noch sagen: Manna benimmt sich lieb und gut gegen meine Rosalie und auch unsere drei Doctoren und der junge Fassbender. Alles freut sich mit unserm Glück und hat so auch sein Theil Glück. Meine jungen Schwäger sind frische Bursche.

Dir, lieber Major, muß ich nur noch besonders sagen: Dein Glaube ist der rechte. Du glaubst an das unzerstörbare Gute in jedem Menschen, und es bewährt sich. Adams ist ein ganz verwandelter Mensch. Der Gedanke, daß er für die Befreiung seiner Stammesbrüder kämpfen soll, hat die bessere Seele in ihm erweckt. Ich könnte Dir da viel sagen, aber es ist genug. Du weißt schon.

Wir üben uns alle im Englischen, aber wir wollen Deutsche bleiben.

Vor Land.

In drei Tagen sind wir in Newyork. Ich weiß nicht, was da Alles auf mich einströmen wird. Rosalie sagt, ich soll jetzt schreiben; sie sitzt neben mir. Ich kann eigentlich nicht Brief schreiben, wenn Jemand bei mir im Zimmer ist, und nun gar, wenn so liebe Augen auf mich sehen. Ich will es aber doch versuchen; Rosalie meint, ich hätte so schön gesprochen, daß das nicht verloren gehen darf. Sie macht mich noch eitel; sie hält große Stücke auf Alles, was ich sage.

Ihr wißt, daß wir einen fürchterlichen Sturm gehabt und daß wir am Tage darauf unsere Verlobung gefeiert haben. Im Geiste haben wir dazu vom Festlande die besten Menschen geladen und ich habe sie Alle citirt und angesprochen. Zuerst Sie, lieber Major — oder, verzeihe, Dich, und dann Dich, liebe Schwester; Deine Haube mit dem blauen Band ist für mich ein gutes Anknüpfband geworden. Meine Rosalie trug auch ein blaues Band.

Ich habe Dir nämlich gesagt . . .

Ach, Ihr guten Menschen, ich kann nicht. Sie sagen alle, ich hätte gesprochen wie ein Pfingstgeist. Kann wohl sein, aber schreiben kann ich es nicht.

So, nun ist's genug.

(Nachschrift.) Ich habe, was ich geschrieben, meiner Rosalie zu lesen gegeben; sie notirt mir eine schlechte Censur. Ja, so sind die examinirten Lehrerinnen!

Newyork.

In einen Brief zu fassen, was man in drei Tagen, ja nur in Einem Tage in Newyork erlebt, das hieße Wellenwogen und wechselnde Wolkengebilde schildern. In mein Tagebuch schreibe ich gar nichts mehr, es ist zu viel.

Als wir anlandeten, wartete der Onkel auf uns; er hat mich aber nicht gern zum Neffen angenommen. Ich wollte, ich hätte Dich da, lieber Major, daß Du ihm erklärtest, wer ich bin und wie ich bin. Jetzt muß ich warten, bis er es selber einsieht; vielleicht geschieht das nie. Ich nehme es dem Onkel gar nicht übel, er hatte für Rosalie bereits einen Bräutigam bestimmt, und als ich ihm den Hauptmann Dournay vorstellte, sagte er:

„Dournay . . . Dournay?“

Weiter nichts. Er muß einmal mit Einem aus der Familie zu thun gehabt haben.

Der Onkel ist sehr verschlossen, aber so verschlossen als er, so offen ist Alles im Hause des Doctor Fritz. Jetzt weiß ich, wie Herr Weidmann und sein Haus in der Jugendzeit gewesen sein muß; aber Herr Weidmann hat mehr Söhne und hier sind Töchter. Und was für prächtige Geschöpfe! Und eine Frau! Ich kann nur sagen, wenn sie Einem mit ihren großen Augen ansieht, ist man wie durchleuchtet.

O, was sind wir Deutsche für herrliche Menschen! Wo man uns hinversetzt, und nun gar in den Boden und in die Luft der Freiheit, da gehen wir auf, da zeigt sich, was wir sind.

Ich war dabei, wie Roland und Lilian einander begrüßten; sie müssen ein geheimes Erkennungszeichen haben, denn ihr erstes Wort war „Kiesel“. Ja, in einem Liebesverhältniß bildet sich immer ein geheimes Einverständnis. Roland und Lilian hielten sich nur an der Hand, dann gingen sie mit einander aus. Die Kinder leben hier in großer Selbständigkeit.

Kein Mensch hat hier Zeit. Ich verstehe jetzt erst, warum sie in Amerika sagen: Zeit ist Geld. Das ist eine Raftlosigkeit ohne Gleichen.

So viel sehe ich schon jetzt, man wird es hier für Schwärmerei halten, daß Erich, Roland und Manna auf das große Vermögen verzichten. Hier fragt kein Mensch, wovon man reich ist.

Fortsetzung.

Hier ist Krieg — Krieg!

Die meisten Menschen glauben, er sei bald vorüber; Doctor Fritz sagt aber jetzt auch, die Hartnäckigkeit der Südstaaten sei groß, und sie seien viel besser gerüstet als wir.

Was aus mir wird? Doctor Fritz findet es nun sonderbar, daß ich Negerlehrer werden will, ich bin noch nicht fertig genug in der Sprache. Er läßt mir aber die Hoffnung, daß sich die Sache später ausführen ließe. Und ich denke sogar weiter. Es muß ein Lehrer-Seminar für Neger-Jünglinge gegründet werden; ich lasse nicht ab. Einstweilen gebe ich Musikstunden, und es ist gar seltsam, wenn ich, aus einem Haus kommend, wo wir Musik geübt haben, auf der Straße die Trommel rasseln und lärmern höre.

Adams ist voll Verzweiflung, daß der Präsident noch keine Schwarzen ins Heer eintreten lassen will; Adams soll mit an Festungswerken bauen, und das will er nicht. Aber er wird sich schon anders besinnen. Es ist Eins, was man für die Freiheit thut, wenn man nur dafür arbeitet.

Der junge Faßbender übernimmt mit seinem Bruder Lieferungen für die Armee. Ich hoffe, daß er sich ehrlich benimmt, denn wie ich höre, gibt es auch in der Republik sehr viel Betrügerei und Unterschleif. Das ist traurig!

Knopf an Faßbender.

. . . und sag mir, habe ich nicht einmal einen Lehrer mit Namen Runzler bei Dir getroffen? Es liegt mir viel daran, dies zu wissen, denn dieser Lehrer Runzler ist der Vater meiner Braut gewesen.

Ich meine, er war bei Dir und hat aus einer großen Dose geschnupft.

Ich habe eben meine Kosalie gefragt. Ihr Vater hat aus einer großen Buchsbaumdose geschnupft. Es ist also richtig. Das Gedächtniß ist doch ein wunderliches Ding, wir sollten pädagogisch weit mehr darauf Bedacht nehmen. Ich erinnere mich eigentlich nur noch der Dose und bitte Dich, mir zu sagen, was wir gesprochen haben. Erwinnere Dich, ich war damals sehr traurig wegen des Kinderstreichs, den mir Roland gespielt, und ich hatte noch dazu meine Brille verloren.

Ich war so sehr bedrückt, daß ich gar kein Gedanken aus jener Zeit mehr habe. Also schreib mir Alles, Du thust mir einen großen Gefallen damit. Du bekommst auch bald eine Karte, worauf steht:

Emil Knopf,
Kosalie Knopf, geb. Kunzler,
Vermählte.

Ich sage Dir, das ganze Leben ist ein Märchen.
Dein Sohn ist ein äußerst praktischer Mensch; Du wirst Freude an ihm haben.

Wenn Dein Unterlehrer hierher kommen will, so kann ich ihm viel Clavierstunden verschaffen. Wir haben in Deutschland Lehrer genug zum Export.

Roland an die Professorin.

Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht mehr Mutter nenne; es ist mir wie ein Unrecht an meiner verstorbenen Mutter, daß ich es je that. Ich bitte, das Grab meiner Mutter sorgsam pflegen zu lassen und ihre Lieblingsblumen, Eriken und Nelken, darauf zu halten.

Nun ich das vom Herzen habe, will ich weiter schreiben.

Wenn ich an das grüne Haus denke, ist mir immer, als schwämme es auf dem Meere und müßte zu uns herankommen.

Ueber unsere Fahrt werden Ihnen Erieh und Manna geschrieben haben. Ich habe auf See ziemlich die ganze

Schiffsbehandlung gelernt und möchte am liebsten mich zur See anwerben lassen, aber Erich ist entschieden dagegen.

Es ist wahrscheinlich, daß mein Vater zur See gegen uns kämpft, und da ist es besser, ich bin im Landheer.

Ich habe Lilian hier getroffen. Sagen Sie nicht, daß wir noch so jung seien; wir sind älter durch die Ereignisse. Benjamin Franklin wollte ja Miß Read auch heiraten, als er 18 Jahr alt war. Wir haben uns gelobt, erst wenn der Krieg zu Ende, einander anzugehören.

Ich bitte, diese Zeilen von keinem andern Auge sehen zu lassen, als von dem Ihrigen.

Wir waren in Washington; ich habe die Akropolis der neuen Welt gesehen. Ich wollte zum Grabe Franklins wallfahrten, aber es ist gut, daß ich zuerst zu einem seiner größten Nachfolger, zu Abraham Lincoln, wallfahrten konnte.

Ich habe zum ersten Mal einen Mann unsterblichen Ruhmes gesehen, habe ihm ins Angesicht den Namen gesprochen, den die Nachwelt bewahren wird. Die Lippen, deren Worte zur jetzt lebenden Welt und zur künftigen dringen, haben meinen Namen genannt. Ich sah die Größe, sie ist so einfach.

Es war in Carlsbad in jenem merkwürdigen Gespräch, ich habe nicht viel davon behalten; das aber traf mich, als der General sagte: Wer je durch eine Galerie seiner Ahnen geschritten, der wandelt durch das ganze Leben wie begleitet von ihren Augen. O, aus den Augen Lincolns sah auf mich der Geist des

Sokrates und des Aristides, der Geist des Moses, des Washington und Franklin. Und da habe ich es gefühlt: das sind die Ahnen, die Jeder sich erwerben kann durch redliche Arbeit, durch Treue und Aufopferung. Ich habe die höchsten Ahnen und will ihrer würdig sein.

Ich lege Ihnen hier eine Photographie Lincolns bei; er hat mich an Herrn Weidmann gemahnt, nicht in der Erscheinung, aber in der ganzen Art. Ich erzählte ihm von Adams und wie unglücklich der Neger sei, daß er nicht ins Heer eintreten und nur zum Festungsbau verwendet werden könne. Lincoln ermahnte mich, der reifen Besonnenheit zu vertrauen und nicht in jugendlichem Uebermuth zu vergessen, daß man alle Mittel der Verständigung zuerst einsetzen müsse, um vor seinem eigenen Gewissen und vor Gott gerechtfertigt zu sein, wenn man weiter geht; denn es sei ein Bruderkampf, man führe den Krieg nicht zur Vernichtung, sondern zur Versöhnung.

Ich möchte gern in ein Regiment von Negern eintreten; ich sagte ihm das. Er schwieg und legte nur seine breite gewaltige Hand auf mein Haupt.

Manna bleibt im Hause des Doctor Fritz. Erich hat Ihnen wol schon gesagt, daß er mit dem Range eines Majors eintritt. Und ich habe einen Kameraden, Hermann, den Bruder Silians, er hat viel Aehnlichkeit mit Rudolf Weidmann, er ist in gleichem Alter mit ihm, aber hier ist man mit achtzehn Jahren schon viel weiter. Er spricht wenig, aber was er spricht, ist gediegen und fest. Ach, er hat eine schöne Jugend gehabt! . . . Nein, ich will nicht mehr davon sprechen.

Ich habe Lillian den Greif zurückgelassen. Wir sind bei der Cavallerie. Hätten wir nur unsere Pferde von Villa Eden hier. Man hat hier schlechte Karrengäule zur Cavallerie nehmen müssen und Fuhrleute wurden Cavalleristen. Lassen Sie mir vom Major schreiben, wer unsere Pferde gekauft hat. Das Herz thut mir weh, wenn ich an Villa Eden denke. . .

Ich höre hier, daß Viele vom Gleichen in Ehren und Freuden leben. Das darf uns aber nicht in Versuchung führen und nicht abwendig machen, nie . . .

Ich mußte aufhören. Haben Sie Geduld mit mir, Sie sollen sehen, daß Sie mir nicht vergebens so viel Gutes gethan; Sie sollen sehen, daß sich als Mann benimmt

Ihr

Franklin Roland.

So heiße ich nun allein.

Manna an die Professorin.

. . . An Deine Brust möchte ich mich werfen und sagen: Mutter! Weiter nichts. Die Feder in der Hand zittert mir, aber ich höre, wie Du sagst: sei stark. Ich will es sein. Ich darf nicht daran denken, wie es sein wird, wenn wir wieder bei Dir leben, Du bist unsere Heimat. Wir müssen ausharren, wer weiß wie lange, wer weiß zu welchen Opfern. Ich darf nicht daran denken, daß mir Eridh entrisen würde, mir — uns.

Wie ein Traum war es mir, als wir das Festland betraten, das Land meiner Geburt; ich hätte ewig auf dem Schiffe so fortschwimmen mögen. Ich lebe in Hause des Doctor Fritz, Erich und Roland sind heute nach Washington gereist; ich fasse es nicht, daß Erich nicht bei mir ist, und doch werde ich ihn ganz anders noch entlassen müssen. Nicht wahr, Mutter, wir hängen nicht? Ein wunderbares Schicksal hat uns zusammengeführt und erhalten, es wird uns treu bleiben.

Von dem Hause, in dem ich wohne, von den guten, geistig erweckten Menschen möchte ich gern viel berichten, und oft, wenn ich die Frau und die Kinder sprechen höre, handeln sehe, möchte ich sagen: das habt ihr von der Mutter Erichs, von meiner Mutter. Es ist eine Gemeinschaft der Edeln durch die ganze Welt, und wer etwas davon in sich hat, findet sie. Das bedeutet für mich jenes Wort: Suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Ich habe von Dir die Kraft des Suchens, des Anklopfens, und ich finde, es wird mir aufgethan. O Mutter! warum müssen es so gewaltige, auf der Spitze von Leben und Tod sich bewegende Ereignisse sein, vor denen die Größe und Güte, die Opferwilligkeit des Menschenherzens sich aufthut? Warum nicht in Frieden, in Liebe, in stiller Sorgfalt?

Es ist gut, daß ich unterbrochen worden bin. Lilian hat eine frische Singstimme, und auch die Braut unseres Freundes Knopf singt schön. Wir haben uns hier Stücke eingeübt, und ich begleite Lilians Gesang mit der Harfe. Wenn wir nur diese Töne hinüberfenden könnten zu Euch. Mitten im Aufruhr alles

Lebens sitzen wir hier stundenlang und singen. Ich verstehe aufs Neue jenes Wort, daß die Kunst eine Erlöserin ist, jenes Wort, das der Vater gesagt.

Warum zerreißt das Wort Vater mir so die Seele? Wenn ich auf diesen Weg des Denkens komme, ist mir immer, als schritte ich in eine Wüste, weit — weit hinaus, nirgends etwas, das das Auge erquickt, die Seele erfrischt. Ich muß es tragen.

Ich sehe mit Kummer, daß ich so verwirrt schreibe, Du weißt aber und glaubst mir, ich bin es nicht, und vor Allem sollst Du wissen, daß ich unsern Erich nie mit solch schwerem Denken belaste. Es ist nicht Vorsatz, nein, sobald er da ist, schwindet Bangen und Trauern, Alles ist Licht, Sonne, Tag.

Drei Tage später.

Erich ist mit Roland von Washington zurückgekehrt, sie erzählen viel, und Roland ist von einer Begeisterung, die Du Dir denken kannst.

Lilian ist weit reifer, als man ihren Jahren nach erwarten dürfte. Ihres Befehrungseifers wegen wurde sie nach Deutschland geschickt und unser Freund Knopf hat da gute Arbeit vollendet. Lilian ist mir eine Schwester geworden und wir sprechen viel davon, wie sie mit uns an den Rhein ziehen wird; sie meint aber, daß Erich und ich hier bleiben, und das wird doch nimmer sein. Dort ist unsere Heimat, Du bist unsere Heimat. Ich küsse Dir die Augen, die Wangen, den Mund, die Hände. Ich bin glücklich, daß ich bin
Deine Tochter

Manna Dournay.

(Nachschrift.) Liebe Tante Claudine, Professor Cinsiedel hat mir versprochen, astronomische Bücher zu besorgen. Erinnere ihn daran mit meinem innigsten Grusse. Ich finde hier viel Befreiung im Betrachten der Sterne. Ich spiele auch fleißig Harfe.

Erich an Weidmann.

..... Weil ich in meinem kurzen Leben erfahren habe, welche reine und edle Menschen mit mir athmen, darum war ich frei und unbefangen, als ich vor Lincoln stand. Mir ist ein hohes Loos beschieden, ich darf den Besten meines Zeitalters ins Antlitz schauen. Und wenn mir die Klüglinge wieder herablassend sagen sollten, ich sei ein Idealist, so kann ich ihnen erwidern: das muß ich sein, denn mir sind von den Besten auf meinem Lebenswege begegnet.

In der Umgebung Lincolns hörten wir den Ausspruch, man dürfe die Neger nicht frei geben, denn sie würden nichts arbeiten, wenn sie nicht gezwungen würden.

Da sagte Roland leise zu mir:

„Arbeiten denn die Negerbesitzer, die nicht müssen?“

Lincoln sah, daß der Jüngling etwas zu mir sagte; er ermahnte, es offen zu bekennen, und mit ruhiger Herzhaftigkeit wiederholte Roland, was er mir gesagt. Sie, der Sie mit mir an der Erweckung dieser Jünglingsseele gearbeitet, empfinden das gleiche Glück wie ich.

Und nun will ich Ihnen von Ihrem Neffen erzählen. O, unser gesegnetes deutsches Leben! In alten Zeiten trugen Auswanderer ihre Götterbilder mit in die Fremde, wir Deutsche tragen unsere Dichter, unsere Philosophen und Musiker durch die ganze Welt; und so ist im Hause Ihres Neffen eine Bildungsstätte, heimisch, wohligh und frei. Mitten im Aufruhr des Staatswesens und des Privatlebens walten unsterbliche Geister und bewirken eine Andacht, eine Ruhe, eine Tempelstille eigener Art.

Mitten im Wachsen und Walten der geschichtlichen Bewegung fühle ich: der Einzelne ist wie die Zelle am Baum, oder anders: wir sind wie die Schüler auf der Schulbank, wir kennen den Lehrplan nicht, wir wissen die Ziele nicht, zu denen dies Alles führt; heute müssen wir unsere Aufgabe lernen und es wächst Zelle an Zelle, reißt sich Wissen an Wissen, bis — ja, wer weiß das Ende.

Beim ersten großen Kampf, beim Unabhängigkeitskriege der neuen Welt waren von deutschen Fürsten verkaufte Deutsche, die für die Engländer gegen die Amerikaner kämpften, und wenige freie Deutsche — unter ihnen Steuben und Kalb — kämpften für die Republik.

Damals standen die Franzosen — der Name Lafayette klingt hell hervor — unter den Freiheitskämpfern der neuen Welt voran, heute stehen Tausende von Deutschen im Unionsheere, ausgewanderte und ausgedehnte Zeugen. Eingewanderte Franzosen haben Zuavenregimenter gebildet, sie werden französisch com-

mandirt. Als die besten Truppen gelten aber Irländer und Deutsche.

Ich sehe den Dichter der Zukunft kommen, ihm stellt sich das große Drama unserer Zeit — der Kampf zwischen Cäsarismus und Selbstbestimmung — in einer Ausdehnung dar, wie keine Vergangenheit sie kennen konnte; er drängt den Kampf in dichterischen Bildern zusammen, Gestalten, Gestalten, durch Meere getrennt, werden zu Trägern kämpfender Mächte und ringen mit einander.

Es sind noch nicht hundert Jahre, seitdem die Republik der Vereinigten Staaten besteht. O, wie anders sieht es hier aus, als wir uns dachten. Ich habe Viele gefunden, die an dem Fortbestand der Union zweifeln, ja ein gebildeter Geistlicher sagte mir, es sei doch wol in der monarchischen Verfassung mehr Kraft der Dauer. Das ist das Empfinden der Muthlosigkeit und Verzweiflung, die aber, wie ich glaube, nur vereinzelt ist.

Wie oft muß ich mich hier einen philanthropischen Idealisten nennen lassen; sie sagen mir, ich würde auch bald bekehrt werden. Ihr Neffe, der mit großem Blick Alles überschaut, hat mir das Räthsel gelöst. Die Menschen hier haben lange blos für Erwerb und Wohlbefinden gelebt und die Staatspflicht nur zeitweise als Wähler empfunden; sie müssen die Schule der Militärpflichtigkeit durchmachen, jenes Einsetzen des Lebens für den Staatsbestand, natürlich nur als Schule, um dann wieder frei zu sein.

Die Sklavenfrage ist hier noch nicht so entschieden,

als wir glaubten. Ihr Neffe meint, daß die gänzliche Aufhebung der Sklaverei eine nothwendige Kriegsmaßregel werden müsse, der Kampf um den Bestand des Staates. Der Patriotismus muß sich mit der Humanität verbinden, die reine Idee mit Nutzen und Nothwendigkeit versetzt werden; die Logik der Thatfachen bringe eine Entscheidung, die die Logik der Gedanken nicht vermochte. Es gibt auch hier im Norden eine starke Partei, die nicht zu dem einzigen, wie sie es nennt, extremen Mittel, zur absoluten Aufhebung der Sklaverei, fortschreiten will; sie hofft, nicht durch Aufhebung der Sklaverei, sondern durch den Krieg den Sünden zu unterwerfen.

Wir hoffen, es gelingt nicht. Der Kampf muß ganz durchgeföhrt werden. Das Wort Staatsnothwendigkeit, das von den Tyrannen so oft mißbraucht wurde, wird hoffentlich auch einmal zur Freiheit führen.

Was muß man hier nicht alles gegen die Neger hören. Daß die vier Millionen Sklaven nahezu zweitausend Millionen Dollars Gold repräsentiren, steht natürlich obenan; daß die Neger viele Laster haben — als ob die Unterdrückten lauter Tugendmuster sein könnten. Jedes Volk, so lange in Sklaverei gehalten, gepeinigt, gemartert und zur Unwissenheit verdammt, hätte so werden müssen. Immer hat die Tyrannei die Unterdrückten für niedrige Wesen ausgegeben, natürlich indem sie verleugnete, daß, was sie etwa von Niedrigkeit haben, ihnen durch die Unterdrückung ausgeprägt und eingepflanzt wurde.

Ich habe hier einen hochbegabten Neger kennen

gelernt und hörte von ihm eine Rede über Stellung und Zukunft seiner Stammesgenossen; es war etwas Demosthenisches darin, der Mann ist 22 Jahr lang Sklave gewesen und hat sich jetzt eine vollkommene wissenschaftliche Bildung angeeignet.

Manchmal ist in seinem Ton eine zitternde Klage, wie von einem Verschwachtenden, und ich bewundere, daß er allen knirschenden Zorn niederhält. Wenn ein Einzelnr je noch Befreier seines Volkes werden könnte, dieser Mann oder ein Anderer ihm gleicher könnte ein befreiender Held werden.

Aber das Heroenthum ist vorbei, immer und überall. Wir haben nur noch die Solidarität Aller.

Wohl sehe ich, seitdem ich hier bin, nicht nur eingrosteete Vorurtheile, die sich mit humanen Redensarten zudecken, es zeigt sich mir auch die große Umwälzung, die die Aufhebung der Sklaverei mit sich bringt. Aber Amerika muß jetzt sühnen für die Unterlassungssünde der Vorfahren. Da sind die Straßen, die Häuser, die Felder, sie sind auch aus Mark und Knochen der Neger aufgebaut, das muß bezahlt werden, getilgt. Daß das jetzige Geschlecht es muß, ist hart, aber es muß.

Ganz Amerika trägt eine Schuld des Vaters auf sich. Roland ist nur ein hervorragendes Beispiel von jener Schuld der Väter, die die Kinder zu sühnen haben.

Wir sind mitten in einen historischen Proceß versetzt, der seine eigene Logik erweist. Die Mittel friedlichen Ausgleichs haben nichts geholfen. Gegen den Ruf: Nur keine Unterjochung! Nur keinen Eingriff in

die Unabhängigkeit der Einzelstaaten! mußte doch ein Heer aufgestellt werden, und nun heißt der Ruf: Nur keine Confiscation des Eigenthums! Das heißt, keine Aufhebung der Sklaverei, und diese wird doch die zweite Consequenz sein müssen, da sie nicht die erste sein konnte.

Die moralische Schuld, die nie an der Börse notirt, nicht verzinst, nicht amortisirt wurde, wird jetzt zu einer großen Staatsschuld der Union, und jene moralische Schuld wird mit Geld und Blut abgetragen werden müssen.

Da sagen sie hier, der Krieg kostet drei tausend Millionen Dollars, mit der Hälfte dieser Summe hätte man die Sklaven freikaufen können. Aber eine Idee läßt sich nicht mit Geld kaufen, die muß doch mit dem Einsetzen des Lebens errungen werden. Die Freiheit läßt sich nicht kaufen, nicht schenken, sie muß erkämpft werden. . .

Manna an die Professorin.

. Was war dagegen jener nächtliche Spuf der geschwärzten Männer! Ich habe hier einen Sklavenaufbruch erlebt. Doctor Fritz sagt, es sei die Erbitterung gegen die angeordnete Conscription, die ihn veranlaßt. Viele Neger sind ermordet, unserm Freund Knopf wurde seine Schule zerstört, die Waisenhäuser der Neger sind niedergebrannt worden und die armen schwarzen Kinder wälzen sich wimmernd auf der Straße.

Wir haben viel zu thun und gut zu machen.

Ich war beim Begräbniß einer Negerfrau.

Die Neger haben ihre getrennten Begräbnißplätze.
Noch im Tode die Ausscheidung. . . .

Wie oft höre ich im Geiste die Melodie und die
Worte: Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Es war ein Sommertag, da ich das Lied zuerst
hörte von Erich, der es auf dem Rheine sang. Wie
namenlos weh war mir damals. Und jetzt ist es, als
ob über den ganzen Welttheil das Wort Goethe's hin-
tönte: Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Erich an den Banquier.

. . . . Vollkommen erkenne ich Ihren Schmerz dar-
über, daß Juden bei den Sonderbündlern stehen. Der
General Twiggs, der in Texas befehligte und Armee,
Festung und Kriegsgeräthe den Rebellen übergab, ist
ein Jude.

Daß auch Börsenspeculanten den Vertheidigern der
Sklaverei Vorschub leisten — warum sollen sie's minder
als die kirchenfrommen Engländer?

Warum verlangen Sie, daß alle Juden auf Seite
des sittlichen Princips stehen? Es soll sich zeigen und
es zeigt sich, daß keine Religion ausermählt zur Sitt-
lichkeit ist.

Je mehr ich über Ihren Brief denke, um so mehr
gelange ich zu der Betrachtung: Die Juden, die so lange

und so grausam ausgestoßen aus staatlicher Gemeinschaft und zu einem traurigen Kosmopolitismus verdammt waren, bewähren sich in der Befreiung als Eingeborne der verschiedenen staatlichen Gemeinschaften und halten sich zunächst an den Patriotismus.

Wir stellt sich nun wieder eine Parallele, die ich schon oft im Auge hatte; die Juden und die Hugenotten haben eine eigenthümliche Mission. Unter fremde Völker vertrieben, mit ihnen Eins geworden, stellen sie gewissermaßen eine Bindung dar, so daß sich das Volksthum nicht auf die Blutabstammung allein gründet; ja noch mehr, sie repräsentiren die Einheit des Menschenthums.

Uebrigens sind sehr viele Juden hier bei uns und kämpfen tapfer und aufopfernd.

Der junge Arzt, den Sie ausgerüstet, ist sehr tüchtig.

Die Summe, die Sie übersendet haben, wird gewissenhaft verwendet. . .

Die Professorin an Erich und Anna.

..... So viel Blüthen trägt kein Baum, als Segenswünsche aus meinem Herzen zu Euch hin sich wenden. Wir sitzen hier still, und Ihr draußen seid im Kampf. Wir können nichts für Euch thun, nur sagen will ich Dir, mein Sohn, und Dir, meine Tochter: was auch kommt, seid beruhigt in der Zuversicht, daß wir dem

Geiste gefolgt. Wir müssen nun unser Theil still erkennend tragen.

Ich war auch im neuen Dorf. So muß es in Amerika in einer neuen Ansiedlung sein.

Ein großes Glück ist es, so vielen Menschen ein heiteres und arbeitsames Dasein bereiten zu können.

Mein Sohn! Warum schreibst Du nicht, ob Du nach dem Onkel Alphons geforscht? Versäume das nicht. Wenn er noch lebt, jage ihm, daß ich ihn nie verkannt habe, trotzdem er so hart gegen uns verfahren, und jage ihm, daß Dein Vater seiner immer brüderlich gedachte. Ach, ich weiß ja nicht, ob er noch lebt. Versuche, Dir Gewißheit zu verschaffen.

Unser Freund Einsiedel ordnet jetzt die Papiere Deines Vaters.

Unser guter Major will sich ein Zimmer im Warmhause einrichten und da will er im nächsten Winter den ganzen Tag unter den Pflanzen leben und ihren Athem einsaugen. Er behauptet, daß er dann hundert Jahre alt werde.

Claudine an Mama.

.... Es ist gut, daß Du vom Schweren, das Du erleben mußt, in der Pflege der Sternkunde Dich befreist. Das hilft über alles Kleine hinweg.

Luca an Manna.

..... Morgen ist der Jahrestag meiner Hochzeit und da gebe ich meinen ersten großen Kaffee. Habe Respect vor mir. Ich lege schöne damastne Decken auf und habe eigene goldgeränderte Tassen. Ach, warum kannst Du nicht da sein! Die Leute sagen, meine Stimme wäre jetzt, seit ich Mutter bin, viel stärker. O Manna, der beglückendste Gesang ist doch der, den man seinem Kinde singt. Schreib es mir nur gleich.

Francken und seine Frau sind zurückgekehrt, sie bleiben aber nicht bei uns. Er wird Gesandter da drunten an der Donau bei der Türkei, ich weiß nicht, wie das Land heißt.

Ich habe mir etwas Schönes für Dich ausgedacht. Wenn Du wiederkommst, mußt Du einen Gesangverein stiften für alle Frauen und Mädchen der Gegend, und da singen wir in Eurem Garten und im Musiksaal, auf dem flachen Dach und in Rähnen auf dem Wasser, überall. Ach, das soll ein Leben sein!

Wenn es nur schon morgen wäre!

Einsedel an Erich.

..... Erhebende Gedanken sind in den hinterlassenen Papieren Ihres Vaters. Es ist zu bedauern, daß nicht Einiges davon früher herausgegeben wurde. Er hat diesen Krieg in Amerika vorausgesehen, ganz

deutlich. Die Consequenz des Denkens ist eine Art Prophetie. Ich werde die Blätter veröffentlichen und darauf hinweisen, daß sie viele Jahre vor diesen Ereignissen von einem einsamen Geiste niedergeschrieben sind.

Weidmann an Erich.

... Mein Neffe schickt mir regelmäßig die Zeitungen. Lassen Sie sich nicht vom Denken an Europa und an die verschiedenen Verhältnisse beunruhigen, Sie sind jetzt auf einen Posten gestellt, wo Sie nur das Nächste im Auge haben dürfen. Verzeihen Sie, daß ich mir erlaube, Sie zu ermahnen.

Es war höchste Zeit, daß diese Schmach aus dem Bewußtsein unserer Zeit getilgt wurde, denn es zeigt sich, daß sie durch lange Gewohnheit gar nicht mehr so bitter und scharf als Sünde und Schmach empfunden wurde.

Ich mache nach dieser Seite hin überraschende Erfahrungen. Herr Sonnenkamp war mehr als er wußte ein Verderber unserer Landschaft; man spricht jetzt gut von ihm.

Ach, nur ein Sklavenhändler? kann man aller Orten hören.

Der Heroisntus hat immer etwas Bewältigendes, der kühne Bösewicht wird anziehender als der einfach tugendhafte Mensch. Ganz ernste Männer finden es übertrieben, daß der Fürst Herrn Sonnenkamp nicht geadelt hat.

Es hat sich nach Europa eine Pflanze verbreitet, die das Volk die Wasserpest nennt, Sie werden davon gelesen haben, sie kam aus Canada und hat die Themse durch ihr Wurzel- und Stengelgewirre fast verstopft, hat sich tief in den Continent hinein geschlungen und ist nun schon bei uns. Solch eine Art Wasserpest verbreitet sich auch in geistigen Dingen.

Es ist gut, daß Sie und Roland die Angelegenheit mit dem in der Bank niedergelegten Gelde meinem Neffen und mir nun anheim geben. Mein Neffe ist der Ansicht, daß jetzt ein Theil und der andere nach Beendigung des Krieges verwendet werden solle. Er schreibt mir sehr befriedigt darüber, wie Sie und Roland jeder Versuchung widerstehen, die sich, wie ich vermuthete, in Amerika wieder erneuern wird.

Doctor Richard an Erich.

..... Seien Sie froh, daß Sie nicht mehr zu grübeln, sondern etwas zu thun haben.

Und jetzt eine schöne Geschichte.

Otto von Branden, für den ich immer wie alle profanen Menschen eine Sympathie hatte — er ist kein Jugendheld, aber eine volle Natur — hat die Schwarzeröcke im Wettrennen an Klugheit überrannt; er ließ sich von ihnen nach Rom empfehlen und hat dort einen lustigen Streich vollführt.

Er war mit Majorsrang in das päpstliche Heer

eingetreten, hat aber Streit bekommen: wie ich glaube, hat er ihn gesucht. Er schrieb einen Brief voll Unzufriedenheit über die Organisation des Heeres. Das sollte ihn entschuldigen, da er wieder austreten wollte, um die junge Wittve, die Tochter des Herrn von Endlich, heimzuführen. Wenn Sie wiederkommen, haben Sie neue Nachbarschaft. Man sagt indeß, daß Branden in die diplomatische Carriere eintreten würde, und ich glaube, er hat Talent dazu.

Haben Sie nichts von Frau Bella gehört oder gesehen?

Die Majorin Grafler, weiland Fräulein Milch,
an Knopf.

. . . . Du kannst Dir denken, welche Freude uns Dein Brief gemacht. Mein guter Mann war seit geraumer Zeit zum ersten Mal wieder heiter; er ist, seitdem Ihr Alle abgereist sind, voll Unruhe. Monate lang hat er den Gedanken nicht los werden können, warum er nicht jünger sei, daß er auch hätte mitziehen können. Wir haben ein wahres Hauskreuz, denn unsere Laadi ist erblindet, es kann ihr kein Arzt helfen. Die Menschen lachen uns aus, weil wir den Hund so treu pflegen; sie wollen, daß wir ihn erschießen lassen, das aber können wir nicht. Mein Mann sitzt stundenlang bei der Laadi und spricht mit ihr, ja er führt sie an einem Strick täglich spazieren. Warum mußte der Hund blind werden? Man muß sich hüten, nicht

sentimental zu werden, Mutter Natur ist eine sehr harte Mutter.

Ach, lieber Freund, ich schäme mich, daß ich Dir so Kleinliches schreibe, Du stehst jetzt inmitten eines großen Weltereignisses, was mag Dir da dies Alles sein? Mein Mann hat mir erzählt, daß einmal beim Grafen Wolfsgarten viel über das amerikanische Sprüchwort gesprochen wurde: Hilf Dir selbst. Ist das nicht jetzt das große Wort, das in Amerika zur That wird? Amerika hilft einem lange geknechteten Stamm zu seiner Freiheit und es hilft sich selbst damit zu seiner Freiheit und Sittlichkeit.

(Nachschrift.) Ich habe den Vater Ihrer Rosalie gekannt, er war einmal mit dem Lehrer Fasbender bei uns.

Erich an Weidmann.

Adams ist zum Schanzenbau beordert und mit ihm eine große Zahl von Negern. Er wollte nicht die Hacke zur Hand nehmen, da schloß sich Roland den Negern an und führte mit ihnen die Hacke.

Es ist sehr viel Unzufriedenheit im Heere, man verargt es Lincoln, daß er eine Politik des Schwankens, der Unsicherheit, gelindestens gesagt, des äußersten Zögerns inne hält.

Ich muß es Doctor Fritz selbst oder vielmehr der Zeit überlassen, seinen Ausspruch zu rechtfertigen, denn er sagt:

Lincoln ist nicht eine geniale, um Haupteslänge über die Massen hervorragende Persönlichkeit, er ist das Durchschnittsmaß, der exacte Ausdruck dessen, wozu der Volksgeist hier bis jetzt gebiehet. Er ist kein Mann der Auszeichnung, sondern nur der richtigen Bezeichnung.

Mag sein, aber das ist viel. Es ist nicht Größe im alten Sinne, aber sind wir nicht bereits in die Zeit eingetreten, die das Heroenthum, den Träger der Heldenrolle, um den sich alles Andere nur als Nebenfigur gruppirt, überwunden hat?

Dem Monarchischen, dem Aristokratischen und Monothetischen gegenüber steht das Republikanische, das Demokratische, das Pantheistische; es sind drei verschiedene Namen für drei Regionen desselben Princips.

Roland an die Professorin.

Meine ersten Zeilen aus dem Felde sind an Sie, liebe Frau Professorin.

Warum kennen Sie Lilian nicht? Sie ist es würdig, von Ihnen gekannt zu sein.

O, was ist Doctor Fritz für ein Mann!

Er sagte mir, er sei ein Schüler Ihres Mannes und es muß Sie beglücken, daß sein Geist nun fortlebt in einem solchen Manne in der neuen Welt.

Ich muß mir Mühe geben, nicht zu viel an Sie und an die Vergangenheit zu denken; ich darf jetzt nichts denken, als was wir vorhaben, und ich bin müde, ich habe scharf exerciren müssen.

Erich genießt hier großes Ansehen.

Es ist jetzt still im Lager, es heißt, daß wir morgen zum ersten Mal ins Feuer kommen.

Am Morgen.

Die Schlacht beginnt. Ich hoffe meine Schuldigkeit zu thun.

Am Abend.

Ich bin zum Officier ernannt.

Erich an Weidmann.

Aus dem Lager.

Wir haben eine Schlacht geschlagen. Wir sind besiegt. Roland hat sich hervorgethan, er ist zum Officier ernannt; ich muß allen meinen Einfluß anwenden, seine Kühnheit zu zügeln.

Es ist mir eine wirksame Hilfe, daß Ihr Großneffe Hermann so besonnen ist.

Das Härteste an diesem Kriege ist, daß Tausende geopfert werden müssen, damit die Führer die Kriegskunst lernen; es fehlt an bewährten und mit Vertrauen geschmückten Führern. Es ist kein Geringes, daß das Heer, ohne die Zuversicht in die Kriegskunst seiner Führer, sich so tapfer hält; sie müssen erst den Krieg im Kriege lernen. Die Südstaaten sind dadurch im Vorsprung.

Viel zu denken gibt es mir, ob unsere Gegner mit Hoffnung auf Sieg kämpfen; ich meine, ob sie ehrlich

hoffen, daß, wenn sie siegen, ihr Princip ein dauernd geltendes sein kann.

Gerade die über alle Grenzen der Menschlichkeit gehende Erbitterung, gerade die Rachsucht, mit der sie kämpfen und die Gefangenen behandeln, sind mir Zeichen, daß sie wohl an den Sieg im Kriege glauben, aber nicht an einen Sieg im Frieden. Und da stellt sich mir wieder die Frage: warum muß ein ideell Anerkanntes immer und immer noch mit Blut erkämpft werden?

Es ist das große Räthsel der Geschichte.

Es ist wie im Kleinen und Einzelnen. Der Mensch ist ein vernünftiges, aber noch vorherrschend leidenschaftliches Wesen, und immer ist es die Leidenschaft, der Affect, der das Einzelleben wie das der Menschheit gewaltig treibt und erneuert. Amerika hat nicht, wie Goethe sagte, kein Mittelalter zu besiegen, wie er auch darin irrte, daß es keine Basaltlager habe; es bekämpft seinen besonderen Feudalismus. Seine Geschichte drängt sich nur wie in einem dramatischen Gedicht näher und in kürzeren Zeiträumen zusammen.

Amerika hat keine dynastischen und keine Religionskriege mitgemacht. Unabhängigkeit war das erste Moment, aber das kann auch egoistisch sein. Befreiung Anderer ist das zweite und rein ideale Moment. Aus dem Streben nach Besitz und Geld, wo materielle Wohlfahrt das Einzige, Letzte und Höchste war, nun in eine Geschichtsperiode versetzt zu sein, wo man das Leben für eine Idee einsetzen muß, das gibt die Idealität. Jetzt erst bringt Amerika seine Opfergabe in

das Pantheon der Menschheit. Bisher konnte man sagen, daß die Geschichtsgröße Amerika's in keinem Vergleichsgrade stehe mit seiner Naturgröße.

Jetzt erlebt Amerika ins Eins zusammengebrängt seine Völkerwanderung, seine Kreuzzüge und seinen dreißigjährigen Krieg; es ist eine Zusammendrängung der Zeit; seine Geschichte entwickelt sich im Zeitalter des elektrischen Telegraphen.

Da sitze ich im Lager und schulmeistere. Aber es hat mir doch wohlgethan, ich fühle mich gesammelt, erlabet und gesättigt, indem ich mich zu Ihnen wenden konnte.

Erich an Weidmann.

Aus dem Lager.

..... Das Gächte, das Nothwendige ist geschehen; die Neger sind zum Heeresdienst berufen; wir sind in ein Neger-Regiment eingetreten, Roland, Hermann und ich. Jetzt erst ist der Kampf ein voller. Die Neger benehmen sich willig und gut und sind immer lustig. Diese Disciplinirung im Heere ist eine große Vorschule für das Leben.

Von einem Spione, den wir ausgesendet, haben wir erfahren, daß ein Mann, der Beschreibung nach halte ich ihn für Sonnenkamp, im Heere uns gegenüberstehe und bei ihm eine Frau in Männerkleidung, eine gewaltige Schönheit, sei, der Alles huldigt. Ich hatte gehofft, daß er in der Marine stehen würde, und mir

ist es entsetzlich, daß er und sein Sohn so unmittelbar gegen einander kämpfen. Wenn nur Roland nichts davon erfährt.

Eine Freude ist es, die schöne Kameradschaft zwischen Roland und Ihrem Großneffen Hermann zu sehen, die beiden Jünglinge sind unzertrennlich.

Roland an die Professorin.

... Endlich ist das Bolle eingetreten. Erich, Hermann und ich, wir dienen in einem schwarzen Regimente. Das ist's, was ich wollte. Ihnen darf ich's sagen, sie lieben mich, diese Gefnechteten, die jetzt um ihr Menschenthum kämpfen, das man ihnen nicht im Frieden geben wollte. Ich denke an das Wort Parkers. Ach, was war das für ein Tag, als ich zum ersten Mal seinen Namen von Ihnen hörte, dort beim Ausgang aus der Kirche, und dann —

Vorwärts! heißt jetzt unsere Losung, wir dürfen nicht mehr zurückschauen.

Ich habe einen Freund gefunden, einen Freund, den Sie mir nach Ihrem vollen Herzen nicht besser hätten schaffen können, und mein Hermann ist der Bruder Lilians. Ich darf nicht daran denken, daß er aus freiem Entschluß kämpft und ich — Nein, ich setze auch frei Alles ein . . .

Wir sind geschlagen! Mutter, wir sind geschlagen! Erich tröstet mich und tröstet Alle, er sagt, daß es gut

sei, wir müssen lernen aushalten. Gut, ich will es lernen.

(Nachschrift Erichs.) Mutter! Diese Zeilen Rolands fand ich in seinen zurückgelassenen Sachen, ich schicke sie Dir. Wir haben seitdem nochmals gekämpft und einen Sieg errungen. Roland ist verschwunden, er ist gefallen oder gefangen, aber er hat sich tapfer gehalten. O mein Roland!

Erich an Weidmann.

Aus dem Lager.

O Freund! Wir haben einen Sieg erfochten, aber Roland ist verloren. Ich habe mit unserm Arzte, mit Adams und Hermann das Schlachtfeld durchsucht. Welch ein Anblick! Wir haben Roland nicht gefunden. Unsere Hoffnung ist, daß er gefangen ist.

Welch eine Hoffnung!

Ich muß mich trösten, indem ich Hermann tröste. Die volle Seelenkraft dieses gediegenen Jünglings tritt im Schmerz um den Verlorenen heraus, er ist aber fern von aller Weichlichkeit; es zeigt sich die gute Schule des Freistaates und des deutschen elterlichen Hauses. Hermann ist nun mein Zeltgenosse; er ist ganz anders als Roland. Hier in Amerika hat Jedes Raum und alles Gezweige lebt und gestaltet sich aus am Baum; dazu hat Hermann kein Schmerzensschicksal in der Seele, wie mein armer Roland es hatte.

Ich bitte Sie, wenn vielleicht eine Nachricht von

Sonnenkamp an mich eintrifft, ihm zu schreiben, daß sein Sohn gefangen sei.

Ich bin bis zum Tode ermattet. Die Bilder der Verwundeten, der Todten, der Zerstampften, werden niemals aus meinem Gedächtniß schwinden.

Ich weiß nicht, wann ich Ihnen wieder schreibe, nur bitte ich das wegen Rolands an Sonnenkamp ja auszuführen; vielleicht könnten Sie es auch in eine englische Zeitung setzen lassen, die nach den Südstaaten kommt.

Besprechen Sie Alles mit Professor Einsiedel.

Roland war gestern ganz übermäßig bewegt. Er hatte von den Negern ein Lied gehört und plötzlich ging ihm die Erinnerung auf, daß dies das Lied war, welches ihm seine Amme gesungen. Es hatte einen traurigen Inhalt und eine fast noch traurigere Weise. Eine Negermutter singt ihrem Kinde, es solle wachsen und schöne Zähne bekommen, denn der Herr will das.

Den ganzen Tag ging Roland das Lied nach, er sprach davon und summt es vor sich hin, es schien ihm die Seele einzunehmen. Sein Wiegenlied lag ihm in Gedanken, während er vielleicht doch in den Tod ging. . .

Filian an die Professorin.

„Schreibe es sofort an die Mutter Grichs,“ sagt mir Roland.

So wissen Sie denn, verehrte Frau, ich habe ihn gefunden.

Die Schreckensnachricht kam zu uns, daß Roland gefallen oder gefangen sei, ich hielt es nicht mehr aus. Ich wanderte ins feindliche Land. Im Geleite von Bruder Martin, ich meine nämlich Herrn Knopf — wagte ich es, über die Linie zu kommen. Wir waren als Südländer verkleidet, ich trug einen Arm in der Binde, als wäre ich verwundet. Ach! was soll ich von den Gefahren erzählen, die wir bestanden?

Herr Knopf kam doch nicht über die Linie, ich kam allein hinüber, Greif war bei mir.

O was habe ich Alles erlebt! Ich bin auf den Schlachtfeldern gewesen, habe Hunderten von Verstümmelten und Todten ins Antlitz geschaut. Ich war in Lazarethten, habe das Aechzen, das Wimmern gehört, und nirgends war Roland, nirgends eine Spur.

Weiter und weiter wanderte ich, und sie haben Mitleid mit mir gehabt, die Entsetzlichen.

Ich habe ihn endlich gefunden. Nein, nicht ich — Greif hat ihn gefunden. In einer Scheune lag er verwundet; er sah so abgemagert und verändert aus, ich hätte ihn kaum mehr erkannt.

Roland spricht davon, daß eine Frau in Männerkleidern ihn habe in die Scheune tragen lassen, er behauptet, es sei Gräfin Bella gewesen. Ich habe sie einmal gesehen, als ich noch auf Mattenheim war, ich sah sie jetzt — ich glaube, sie war es — in Männerkleidern auf einem Pferde vorüberfahren; sie sah mich an, sie mußte mich erkannt haben.

Ich habe Roland einen Kiesel geschenkt, als wir uns auf Mattenheim trennten; diesen Kiesel, wohl ein-

genäht, trug er auf dem Herzen, und durch ihn wurde er vom Tode gerettet.

Ich habe Alles nach Newyork berichtet, weiß aber nicht, ob der Brief ankommt. Nach Europa werden Briefe durchkommen, ich bitte Sie, die Nachricht an meinen Vater und an Erich gelangen zu lassen. Sagen Sie noch, daß Roland außer aller Gefahr ist; ein deutscher Arzt, der hier im Heere dient, gibt mir die Versicherung.

Geben Sie diese Nachrichten an Onkel und Tante und alle Angehörigen.

Roland ist eben erwacht.

Er läßt Sie bitten, den Taubstummen auf die Villa zu nehmen und ihm im Garten Beschäftigung zu geben, er spricht viel von ihm.

Doctor Fritsch an Doctor Richard.

Wir erhalten nur schwer Nachrichten aus den Südstaaten. Ein Gefangener, der glücklich entkommen ist — Sie kennen wol die Unmenschlichkeiten, mit denen die Südstaatlichen die Gefangenen behandeln — erzählte mir zufällig, daß Sonnenkamp-Banfield dort im Heere kämpfte und bei ihm eine schöne Dame sei. Sonnenkamp ist in den Südstaaten nicht zu der Geltung gelangt, die sein Ehrgeiz erwartete. Er ist den südstaatlichen Junkern zu radikal, er macht aus dem, was sie wollen, ein logisches Princip, wie er das ja auch früher im Kampfe gegen mich that. Ganz vernichtet

aber hat er seinen Einfluß, da er mit dem Plane heraustrat, aus den Südstaaten eine Monarchie zu machen. Das wollten die Junker des Südens doch nicht; der Republikanismus sitzt ihnen noch in den Gliedern, und wenn auch Sonnenkamp von seinem Plane zurücktrat, er hat das Ansehen verschertzt, das er bei seiner unbestreitbaren Kraft und seiner Rücksichtslosigkeit hätte erlangen müssen. Ich glaube, er und Gräfin Bella kämpfen nur noch aus Verzweiflung und Abenteuerlust.

Erich an Weidmann.

... So ist nun das Aeußerste erlebt!

Es war ein heißer Tag, auf beiden Seiten wurde mit Hartnäckigkeit gekämpft. Wir haben gesiegt, aber unser Verlust ist groß. Da kam Adams zu mir, er blutete und Schaum stand ihm vor dem Munde. Ich wollte seine Wunde verbinden lassen, er wehrte ab und rief:

„Kommen Sie! Kommen Sie! Ich habe ihn nicht getödtet . . . draußen liegt er.“

„Wer denn?“

„Der Vater Rolands!“

Ich nahm einen Arzt mit, wir eilten an Verstümmelten, Hülfserufenden vorüber.

Wir kamen zu einem Hügel, dort lag er.

Als ich vor ihm stand, konnte ich kaum athmen, endlich rief ich:

„Vater!“

„Vater!“ schrie er. „Weg von mir! Laßt mich!“
 Gläsernen Blicks starrte er mich an. Er raufte das Gras aus und wühlte tief hinein, dann steckte er das Gesicht in die aufgewühlte Erde, er mochte den einzigen Duft suchen, der ihn erquickt hatte, aber er schüttelte den Kopf, er schien nichts mehr vom Brodem der Erde zu riechen.

Jetzt wendete er sich und starrte mich an.

Der Arzt untersuchte ihn, er blutete. Mit Kraft stieß er ihn von sich.

„Ich will nicht verbunden sein! Fort mit Euch Allen!“

Ich kniete zu ihm nieder und sagte, er habe nicht seinem Sohn im Kampf gegenüber gestanden, Roland sei seit drei Monaten verschwunden, wahrscheinlich gefangen.

„Gefangen! . . . Wehe! dreimal wehe!“ schrie er. „Gefangen! . . . O, sie ist schuld . . . sie! . . . Ich wollte nicht . . . ich mußte . . . sie wollte zu Pferde sitzen . . . Amazone spielen . . .“

Er lachte höhnisch.

„Auf dem Meere . . . zur See . . .“ fuhr er dann fort, „da wollte ich sein . . . ich mußte ihr folgen . . . ich sah sie fallen . . . sie war schön noch im Tode . . . eine Zauberin . . .“

Der Arzt winkte mir, ich verstand. Ich fragte, ob er keinen Wunsch mehr habe.

Er sah mich starr an.

„Dort . . . das gib mir . . . gib!“

Er deutete nach einer Grifa, die nicht weit von ihm stand. Adams war unserm Blicke und den Worten gefolgt, er raufte einen ganzen Büschel Grifen aus und gab sie dem Sterbenden in die Hand, der den Neger mit heraustretenden Augen ansah. Dann trat ein Lächeln in sein Angesicht, er bäumte sich noch einmal hoch auf mit gewaltiger Kraft, that einen entsetzlichen Schrei, und sank zurück, der Tod streckte ihm die Glieder. Mit der Grifa in der krampfhaften Hand starb er.

O, was habe ich erlebt, was mußte ich erleben!

Als wir ihn in die Erde eingruben und ihn ganz mit Grifen zudeckten, da weinte ich um den Mann von so gewaltiger Kraft. Was wäre aus ihm geworden, wenn . . .

Mitten im Schreiben werde ich unterbrochen.

Seit diese Zeilen hier stehen, habe ich noch einen Todten begraben.

Ich wurde zu Adams gerufen, er hatte es verabfümmt, sich verbinden zu lassen, und nun war es zu spät. Er verlangte nach mir. Ich stand an seinem Lager.

„Herr Major, werden meine Brüder frei?“

„Ja, ja,“ rief ich ihm zu, da hob er seine Hände in die Höhe und schrie und tobte wie rasend. Seine wilde Natur, die nur gebändigt und zurückgehalten war, trat in seinem Todeskampfe heraus.

Ach, ich kann nicht weiter schreiben; ich habe mich in mir selbst geirrt. Ich glaubte gefestigt zu sein gegen Alles, ich bin es nicht. Ich bitte Sie nur, lieber Herr

Weidmann, meiner Mutter den Tod vom Vater Manna's und Rolands mitzutheilen.

Könnte ich nur schlafen, Ruhe finden!

(Nachschrift von der Hand Manna's.) Dieser Brief, bis hierher geschrieben, fand sich in der Tasche meines Grich, als er unter dem Pferde hervorgezogen wurde. In der bis zur Bewußtlosigkeit gesteigerten Aufregung ist er zu Pferde gestiegen und wollte in die Schlacht, er ist gestürzt. Ich schicke den Brief. Noch erkennt er Niemand, noch spricht er verwirrt, aber der Arzt gibt mir Hoffnung.

Ich schicke den Brief erst fort, wenn ich Besseres berichten kann.

Drei Tage später.

Mein Mann sagt, daß er im Gedenken an Sie eine Labung finde. Ich habe heut auch an die Mutter geschrieben.

Manna an die Professorin.

Mutter, er ist gerettet! Verflogen alle Qual! Er ist gerettet! Tage lang, Nächte lang lag er im Fieber und erkannte mich nicht. Einmal aber rief er:

„Ach, die Harfentöne!“

Ich telegraphirte sofort nach Newyork, daß man mir meine Harfe schicke, da sagte mir der Telegraphist, daß eine Frau, die hier einsam lebe, eine Harfe besitze. Ich ging zu der Frau . . . Und diese Frau ist die Mutter meines Heimchen. Die Oberin hatte ihr von

der Liebe des Kindes zu mir geschrieben und ich mußte nun der Mutter viel erzählen. Und jetzt . . . Ja, wir leben im Wunder! Von Heimchen kam mir die Harfe, die meinem Manne Ruhe zutönen sollte.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen je von einer verschleierten Spanierin, die wir in Carlsbad gesehen und der ich manchmal in der Kirche begegnete, gesagt habe; das war die Mutter Heimchens. Sie trägt ein schweres Schicksal; sie hatte sich vermählt und dann erfahren, daß ihr Mann bereits verheiratet war; sie will aber den Namen ihres Mannes nie nennen. Sie erzählte mir jetzt, daß sie mich schon damals kannte, sich mir aber nicht genähert habe; ein Cavalier aus der Umgebung der Gräfin Bella habe sie schwer beleidigt, so daß sie abgereist sei. Ich verstehe vieles nicht, was die Frau spricht; ich darf sie nicht bedrängen, denn sie spricht nicht gern.

Ich kehrte zu Erich zurück. Der Arzt war einverstanden, ich spielte im Nebenzimmer. Erich schlief, und als er erwachte, sagte er:

„Warum kommt denn Manna nicht?“

Der Arzt verböt mir, bei ihm einzutreten, man dürfe keine Erschütterung über ihn bringen. Und so durfte ich ihn nur sehen, wenn er die Augen geschlossen hatte, bis der Arzt es mir endlich erlaubte.

In seinen Fieber-Phantasien hat er mich immer im Kloster gesehen, wie ich damals das Flügelpaar trug, und dann sprach er französisch und lachte über Schwester Seraphine. Die Erschütterung, die Erich durch den Tod des Vaters erfahren, hatte ihm so alle Fassung

genommen, daß er, wie der Arzt mir sagte, geraume Zeit keine Stunde mehr geschlafen.

Es wurden ihm Schlafmittel gegeben, aber sie erschienen gefährlich; man mußte ablassen. Da kam es wieder zur Schlacht, Alle baten ihn, sich Ruhe zu gönnen, er hatte sich ja so ruhmvoll bewiesen, aber er stieg zu Pferde und ritt hinaus. Das Pferd stürzte mit ihm und für todt wurde er ins Lazareth getragen. Ich erhielt die Nachricht und eilte hieher. Jetzt ist bereits Alles wieder gut, nur ist er noch sehr schwach.

Aber wie das seine Art ist, er hat mich, auch den anderen Verwundeten die Freude zu gönnen, und so muß ich oft stundenlang in den Krankensälen Harfe spielen. Es erquickt die Kranken unsäglich und die Aerzte behaupten sogar, daß durch die seitdem erheiterte Gemüthsstimmung die Wunden besser heilen. Wenn ich dann zu Erich komme und der Arzt ihm erzählt, wie wohlthuend die Musik für die Kranken sei, da leuchtet sein Antlitz; er spricht wenig, er hält nur still meine Hand. Aber, Mutter, Du kannst ruhig sein.

Erich verlangt, daß ihm erlaubt werde, auch ein Wort an Dich zu schreiben.

(Mit zitternden Zügen standen hier:)

Dein lebender, liebender, geliebter Sohn Erich.

(Dann von der Hand Manna's:)

Erschrick nicht über diese unsteten Schriftzüge. Der Arzt wiederholt, daß jede Gefahr vorüber sei, nur ist große Ruhe nöthig.

O Mutter! Wie soll ich Gott danken, daß mein

Erich lebt, ich nicht verwittwet und ein Leben verwaist vor der Geburt. Sei ruhig, ich halte mich stark, ich habe dreifältig zu leben die Pflicht.

Manna an Professor Einsiedel.

..... Im Hospitale wurde ich zu einem Schwerverwundeten gerufen, es war ein Gefangener aus dem Heere der Südstaaten, er hatte mein Harfenspiel gehört, nach mir gefragt und erfahren, daß ich eine Deutsche sei. Der Mann erzählte mir, er habe einen Oheim in Deutschland, der Buchhalter in einem großen Bankgeschäft gewesen. Cines Abends, als der Oheim im Theater, bestahl er ihn und entfloh. Ich sagte ihm daß ich einen solchen Mann durch Sie in Carlsbad kennen gelernt, das heißt nur gesehen habe; ich schilderte ihn so gut ich konnte. Der Kranke behauptete, das sei sein Oheim. Und nun bat er mich, diesem zu schreiben, daß er seine That bereue. Er habe immer gehofft, er werde zu großem Reichthum kommen, um zurückzukehren und Alles gut zu machen. Das sei nun nicht eingetroffen, er müsse arm sterben, aber er wünsche, daß der Oheim von seiner Umkehr wisse.

Wollen Sie dem Manne das Alles mittheilen.

Erich an seine Mutter.

. . . . In meinen Fieberträumen sagte ich mir immer: Du hast ja Deiner Mutter versprochen, gesund wieder heimzukehren; Du darfst nicht krank sein, nicht sterben, Du mußt Dein Versprechen erfüllen. Und das begleitete mich fort und fort, machte mich bald ruhig, bald unruhig. Ich meinte immer, ich müsse etwas thun können, um die Natur zu zwingen, daß sie die Schatten wegnehme, die Beschwerniß, die Unfähigkeit, die auf mir lastete. Es waren zwei Seelen in mir. Und einmal hörte ich Dich ganz deutlich zu mir sagen: Halte Dich nur ruhig; mit Deinem Denken zerstörst Du Dein Leben; lerne einmal gar nichts denken. Und dann stand ich oben auf der Tribüne beim Musikfest und sollte singen und konnte keinen Ton aus der Kehle bringen. Ich habe entsetzliche Qualen durchgemacht. Nun aber bin ich vollkommen frisch auf. . .

Doctor Frix an Weidmann.

. Durch die Verwundung Erichs und das Harfenspiel Manna's, wie es in den Zeitungen stand, hat sich ein seltsames Räthsel gelöst. Zu mir kam ein altes Männchen von feinem Aeußeren, er sprach deutsch, aber offenbar mit jener Mühsamkeit, die zeigte, daß er vielleicht Jahrzehnte lang sich nicht in dieser Sprache ausgedrückt. Er fragte mich nun, ob ich in der That

mit einem Major Dournay bekannt sei. Ich bejahte das, und nur mühsam brachte ich endlich heraus, daß dies der Oheim Erichs, ein Mann von großem Reichtum. Er wollte Näheres über die Familie wissen, vor Allem ob seine Schwester Claudine noch lebe. Glücklicherweise wußte Knopf alles Nähere.

Erich an seine Mutter.

Mutter! Der Oheim ist gefunden. Mein Sturz vom Pferde, mehr aber noch das Harfenspiel Wanna's, wurde wie eine Wundermär in den Zeitungen erzählt. Der Oheim Alphons las das und meldete sich bei Doctor Fritz.

Der Oheim kam selbst zu mir, als ich noch schwer krank war.

Ich glaubte den Vater gesehen zu haben.

Man erzählte mir, ich sei so aufgereggt gewesen, daß man aufs Neue für mein Leben fürchtete. Nun mußten sie mir die Nachricht vorenthalten, bis ich wieder ganz gesund war. Ich habe dem Oheim Deinen Brief gezeigt. Der alte Mann, der Jahrzehnte lang nichts mehr von Europa, nichts von Blutsverwandten wissen wollte, weinte bitterlich. Er will mit uns nach Europa zurückkehren.

Knopf an Fassbender.

. . . Das classische Alterthum hatte schöne, große, heroische Gestalten, aber es hatte keinen Dnfel in Amerika. Und wie wurde nur die Welt vor Columbus fertig ohne den Dnfel in Amerika? Ich glaube, daß unser Herrgott, als er am siebenten Tage ruhte, in seinem Mittagsschläschen den reichen Dnfel von Amerika träumte, dichtete und schuf.

Mein Freund, der Major Dournay, hat nun auch seinen Dnfel gefunden mit einer Mitgift, ich weiß nicht wie viel, aber viel ist's, und Alles ehrlich erworben. Jetzt ist er selber auf den Punkt gestellt, das Räthsel zu lösen, was man mit so vielem Geld anfängt. Meine Sängerkhallen will er nicht bauen, aber er wird anderes Großes thun . . .

Doctor Friß an Weidmann.

. Zwei Kinder sind uns geboren. Manna ist von einem Sohn genesen und die Frau Knopfs eines Mädchens. Ich war gerade bei Knopf, als ihm die Tochter geboren wurde, und als er sie zum ersten Mal sah, rief er laut:

„Nein kaukasische Rasse!“

Er gestand mir dann, er habe trotz seiner Liebe zu den Negern doch immer gefürchtet, daß seine Rosalie ein schwarzes Kind gebäre, denn sie sah immer Negerkinder vor sich, da sie Lehrerin derselben wie er auch.

Und nun freute er sich, daß seine Tochter, die er Manna Erika nennen läßt, rein kaukasische Rasse, und gar lustig preist er das Schicksal, das ihm, dem Mädchenlehrer, als Erstgebornes ein Mädchen gab.

Das Kind Manna's hat die Namen Benjamin Alphons erhalten. Onkel Alphons ist Pathe; er hat testamentarisch sein ganzes Vermögen zu gleichen Theilen seiner Schwester Claudine und dem Sohne seines Bruders verschrieben und jetzt bereits die Hälfte davon übergeben. Er will mit nach Europa ziehen, ich glaube aber, daß der gute Mann nicht lange mehr lebt.

Ich habe Ihnen früher mitgetheilt, daß meine Tochter Lilian den Heldenjüngling Roland in Feindesland aufgesucht und gerettet hat. Roland ist noch sehr schwach, er ist mit einem deutschen Arzte auf unserer Farm Lilianhouse, seine Jugendkraft wird ihn wieder herstellen. Er will später in die Marine eintreten.

Der große Kampf geht zu Ende, und mit der Siegesfeier werden wir die Hochzeit Rolands und Lilians feiern können. Sie bleiben hier bei uns.

Roland hat sich tapfer bewährt. Wir verwenden den größten Theil seines väterlichen Besitzthums, um den Negern freies Land zu schaffen, sie mit allem Nöthigen auszurüsten und Erziehungs-Institute für dieselben einzurichten . . .

Roland an Weidmann.

Lilian-Hause.

Hier in der Stille des Landlebens, während ich mich von den Mühen des Krieges erhole, habe ich auf einsamen Gängen einen Gedanken in der Seele gehegt, der sich schließlich in Worte fügte, die mich Tage lang wie eine Melodie begleiteten.

Ein Haus des Friedens und der Ruhe für die Kämpfer des freien Gedankens sei Villa Eden.

Wie dem, was ich will, eine bestimmte Fassung zu geben wäre, weiß ich noch nicht; aber ich meine doch, daß etwas der Art wie ein Kloster für einsam stehende, ruhebedürftige freie Seelen ins Werk gesetzt werden sollte.

Was wir hier von dem Erwerbniß während des Krieges verwendet und wie wir es nun für die befreiten Neger anwenden, das geschieht unter Mitwirkung von Doctor Friß, den ich nun Vater nenne; denn erst jetzt beginnt die große und mühsame Arbeit.

In Europa ist noch unser Haus; meine Schwester wünscht mit mir, daß es nicht verkauft werde und nicht verödet bleibe, und ich frage, ob sich nicht etwas gründen und aufrichten ließe, das den Männern, die ihr Lebenlang für die höheren Anliegen des Geistes gearbeitet, eine freie und friedliche Ruhestätte biete.

Erich hat viele Bedenken; er wird mitberathen. Sollen Sie und die Freunde dort anders bestimmen, so erklären wir uns im Voraus einverstanden.

Auerbach. Landhaus am Rhein. V.

16

(Nachschrift Erichs.) Ich schicke Ihnen diesen Brief Noland's; ich lege ihn in Ihre Hand als Zeugniß seiner Gesinnung, denn dem Plane, den er mit Billa Eden hat, stehen unzählige Bedenken entgegen, die alle aus dem Einen fließen, daß der Gedanke der Freiheit sich keine Form aus einem andern Gebiete aneignen kann.

Erich an die Mutter.

..... Mutter! Großmutter! Alles ist wohl auf. Ach, was ist da mehr zu sagen. Aus allem Elend heraus sind wir glücklich. Und Mutter, ich komme — ich komme heim mit meiner Frau und meinem Kinde und dem Oheim Alphons.

Die Wellen werden tragen, das Schiff wird halten, das Land wird feststehen, und Mutter, ich werde Dich wieder in meine Arme schließen, ich werde mein Kind in Deine Arme legen, wir werden leben, wirken. . .

Erich an Weidmann.

..... Wir sind mit unserm schwarzen Regiment in Richmond eingezogen.

Ich habe das Höchste gelebt, ich durfte mitwirken in dem größten Kampf unseres Jahrhunderts.

Es gibt keine Sklaverei mehr.

Nun sollen sie herankommen die Herren mit Talar und Bäffchen und uns sogenannten Kezern eine That von solcher Tragweite zeigen gleich dieser.

Später.

..... Da lesen Sie. Ein Mord, ein Meuchelmord! Warum soll es nicht sein? Warum soll nichts rein und schön sich vollführen?

Lincoln ermordet!

Ist es nicht oft, als ob ein schadenfroher Dämon die Welt regierte?

Nein, diese That steht da als Zeichen, bis zu welcher Barbarei die Befenner der Aristokratie, die Vertheidiger privilegirter Classen, die Menschenleugner sich fähig gemacht. In künftigen Tagen würde man nicht mehr an die Ruchlosigkeit glauben, jetzt steht sie da als Meuchelmord und nicht als Meuchelmord eines Einzelnen; eine Bande hatte sich verschworen.

Sie hatten in den Südstaaten den Fanatismus losgelassen im Kriege, nun hat er sein blutiges Siegel.

Doctor Fritze an Weidmann.

... Die klare Geschichte wird es nicht dulden, daß aus Lincoln nun durch seinen Märtyrertod ein Heros gedichtet wird. Er war ein rechtschaffener, gebiegener Mann, er lebte für eine gute Sache, er wurde ermordet um ihretwillen; das ist viel und genug.

Der Steuermann ist über Bord gestürzt.

Mir fällt ein Ereigniß aus meinem Leben ein, das sich jetzt in der weitesten Ausdehnung erneuert.

Als ich zum ersten Mal, nachdem unsere Hoffnungen für das deutsche Vaterland gescheitert waren, über das Meer in die neue Welt fuhr, war ein plötzlicher Schreck auf dem Schiffe, das im raschen Lauf unversehens anhielt. Alles war erschüttert; Alles fragte: was ist geschehen? Und da hieß es: der Steuermann ist über Bord gestürzt.

Der Steuermann der amerikanischen Union ist über Bord gestürzt und die tausendfältige unermessliche Bewegung der neuen Welt hält plötzlich still, wie damals unser Schiff auf dem Meere. Aber das Schiff ist fest gefügt, im Sturm erprobt; es wird dem Steuermann nachgetrauert, aber Andere treten an seine Stelle.

Es ist kein Wortspiel, wenn ich Ihnen sage, daß jetzt zum ersten Mal die amerikanische Union eine wunderbare Einheit der Empfindung gewonnen hat.

Es ist so schwer, daß sich in unserer modernen Welt eine gemeinsame Empfindung in allen Seelen festsetze; jetzt ist sie da und wird eine Wirkung üben, unabsehbar.

Wann hatte der neue Continent je eine Stunde, einen Tag, in dem eine einzige Empfindung die Herzen aller Menschen durchzitterte, wie jetzt beim Tode Lincolns?

Das ist eine Wirkung, wie sie größer nicht erdacht werden kann. Nicht der Aufruhr, sondern die Ruhe, die nach dem Tode Lincolns eintrat, ist das Große.

Da war ein still trauerndes Volk, eine ganze große Volksseele trauerte.

Wenn es noch etwas geben konnte, um auf ewig auch die letzte Spur von einer Berechtigung der Sklaverei aus der Seele der Menschen zu tilgen, der Tod dieses einfach tüchtigen Mannes und die Todesart hat das bewirkt.

Ist es vielleicht doch ein Gesetz der Geschichte, daß eine große Idee zu ihrer Befiegelung den Opfertod eines Märtyrers erheischt?

Knopf an den Major.

..... Der Oheim unseres Freundes Dournay ist todt, er war krank, die Nachricht von der Ermordung des Präsidenten Lincoln hat ihn getödtet.

Erich und Manna kehren heim mit ihrem Sohne.

Erich an Weidmann.

..... Denn das ist so geworden, die Geschichte hat über das so erworbene Besitzthum verfügt.

Roland bleibt hier, er findet hier die rechte Betätigung für sein Streben im Anschluß an die Familie unseres Freundes Doctor Fritz.

Ich kehre mit Manna heim. Wir haben uns entschlossen, vorerst Villa Eden zu bewohnen.

Dieser Brief geht uns nur um drei Tage voraus nach Europa, an den Rhein. . .

Ich habe Roland versprochen, zum Jahre 1876, zur Jahrhundertfeier der amerikanischen Republik hierher zu kommen. In dem großen Erinnerungsfeste der modernen freien Welt wollen wir Beide dann auch still vergleichen, was Jeder in seinem Vaterlande gewirkt.

